

meinde zusammen den Weg zur Krippe finden kann? Der Priester muß der Gemeinde Mut machen, den Weg des Glaubens zu gehen. Muß nicht aber auch die Gemeinde dem Priester Mut machen, tapfer weiterzugehen? Am Anfang der Suche nach dem Messias stand bei den Hirten das Glaubengespräch. Dann erst eilten sie zur Krippe. Man möchte fast sagen: Dann erst konnten sie zur Krippe eilen.

Über die Stimmung auf dem schwierigen, dunklen Weg zur Krippe erfahren wir etwas in einem unserer schönen Weihnachtslieder. Es ist das alte: „Es kam ein Engel hell und klar“. Wir kannten früher die erste Strophe noch nicht, und darum hieß es bei uns: „Vom Himmel hoch, da komm ich her.“ Die siebte Strophe dieses Liedes fordert uns auf: „Des laßt uns alle fröhlich sein und mit den Hirten gehn hinein, zu sehn, was Gott uns hat beschert mit seinem lieben Sohn verehrt.“ Die Kirche kann den Weg zur Krippe eigentlich nur fröhlich gehen. Die Suche nach dem Messias ist kein Spaziergang und der Weg nach Bethlehem ganz sicher kein Einkaufsbummel unter den Linden. Dennoch ist die Grundstimmung auf dem Wege die Fröhlichkeit. Man kann nicht mit essigsaurer Miene nach dem Kind in der Krippe suchen. Eine Gemeinde darf nicht die hochaufgetürmten Schubkarren des Mülls ihrer Verdrießlichkeiten zum Christkind mit-schleppen wollen. Dann bewältigt sie den Weg nicht. Also machen wir uns Mut: „Kommt wir gehen nach Bethlehem“, alle miteinander, so wie uns der Herr zu Seiner Gemeinde zusammengesucht hat.

Klaus Weyers, Neuzelle

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Solidarität

Mystik und Politik in der Arbeiterbewegung

„Wenn mir Jesus nicht die Kraft geben würde, die Sicherheit, daß er sich schon vor zweitausend Jahren für die Unterdrückten eingesetzt hat und ich an ihn glaube, dann hätte ich nicht diese Motivation, mich als Betriebsrätin für andere einzusetzen. Auch wenn ich sehr stark gemerkt habe, daß ich eine von den wenigen bin, die diesen Schritt mit Jesus wagen, die bereit sind, viel Ärger auf sich zu nehmen, gibt mir letztendlich Jesus die Kraft, an einer gerechten Welt weiterzu-arbeiten.“¹

Jahrelang hat mich diese Aussage einer CAJlerin in meinem „spirituellen Leben“ begleitet. Sie war mir Ansporn, sie zeigte, was Nachfolge Jesu heute bedeuten kann. Immer wieder habe ich aber auch Verwunderung und Befremden auf

¹ CAJ-Bundesleitung, *Unser täglicher Widerstand*, Essen o.J., 46.

den Gesichtern von Kirchgängern, auch Jugendlichen, bemerkt, wenn dieser Text in Gottesdiensten für sich sprach. Ich habe es erlebt, daß Menschen den Gottesdienst verlassen haben, wenn „Betriebsrat“ oder „Gewerkschaft“ in der Predigt aufgetaucht sind.

Mit den folgenden Reflexionen will ich konkretisieren, was Paul M. Zulehner gemeint haben könnte, wenn er sagt: „Je mystischer ein Christ ist, desto politischer wird er sein.“ In dieser Zeitschrift hat er knapp und begrifflich klar die geistlichen und gesellschaftlichen Verknüpfungen dieses „dritten Weges in der Kirche heute“ dargestellt.²

Meine Erfahrungen, mein geistlicher Weg beziehen sich auf zehn Jahre Engagement in und mit dem katholisch-kirchlichen Teil der Arbeiterbewegung, also mit CAJ (Christliche Arbeiterjugend) und KAB (Katholische Arbeitnehmerbewegung). Es war bei diesem Weg von Anfang an und immer wieder neu nötig, „sich aus der Neutralität herauszugeben, aufzuhören, ein Zuschauerchrist zu sein. In der Sprache der Mystik besagt es, mit Gott auf die Seite der Armen zu treten, Gott in den Leiden wiederzuerkennen, bereit sein, mitzuleiden. Konkret bedeutet dies, Stellung zu beziehen, parteiisch und nicht ausgewogen zu sein, sich nicht herauszuhalten“.³ Darstellen will ich vor allem, was für mich im Hinsehen auf die Wertvorstellungen, Träume und Sehnsüchte, im Mittragen der Ängste, Niederlagen und Erfolge sogenannter „einfacher Leute“ zur geistlichen Nahrung wurde.

Sich wehren gegen Unrecht oder: „Der Schrei des Volkes“

Die CAJlerin in der Jugendvertretung eines großen Betriebes hatte mich angerufen: „Hilf mir, der lästert schon wieder gegen die Kirche.“ Daraufhin längere Gespräche mit dem Vorsitzenden der Jugend- und Auszubildendenvertretung. „Was ist deine Haupttätigkeit?“ „Schauen, daß die Ausbildungsrichtlinien eingehalten werden, einer Beschwerde von Kollegen/innen über Kleinigkeiten am Arbeitsplatz nachgehen, dafür kämpfen, daß möglichst viele Auszubildende nach der Lehre übernommen werden.“ „Warum machst du das?“ „Weil ich eine gerechte Welt will.“

Aus der Kirche war er längst ausgetreten, bekämpfte sie heftig als Kirche der Mächtigen und Reichen. Er sperrte Mund und Ohren auf bei dem Hinweis, daß eines der zentralen Motive Jesu der Kampf gegen die Ungerechtigkeiten der Reichen und Regierenden, gegen die zu eng gewordenen Regeln von Frömmigkeit und gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten war. Auch er hatte, wie so viele Christen, nicht wahrgenommen, daß die Geißel in der Hand Jesu (Joh 2,15ff par), also sein Kampf gegen die Verbindung von Geschäft und Religion in allen Evangelien an zentraler Stelle steht.

Das ängstliche Fragen der gelernten Schuhmacherin: „Soll ich mein Halsweh und meine Nierenschmerzen jetzt endlich mal auskurieren? Was wird mein Chef

² Paul M. Zulehner, *Mystik und Politik*, in: *GuL* 62 (1989) 404–415.

³ Ebd. 413.

dazu sagen?“ Sie ist in einer Zwickmühle: Ihr Arbeitsplatz ist interessant. „Ich führe allein eine kleine Filiale vom Verkauf über Reparatur bis zur Abrechnung.“ Aber er belastet auch gewaltig: Zugluft, schlechte Heizung, ständig Stehen. Der Chef ist ein rauher Bursche: „Jetzt tu doch nicht so, das hältst du schon aus!“ Sie ist abhängig: da sie Schulden abzahlen muß, wird sie zum Teil schwarz bezahlt, spart also Steuern und Sozialabgaben, der Chef natürlich auch. Wir alle ermuntern sie, zum Arzt zu gehen und sich krank schreiben zu lassen.

Tausende ähnlicher Gespräche werden täglich geführt. Die Sehnsucht der Menschen nach Gerechtigkeit und Anerkennung, der Kampf vieler gegen kleine und große Unterdrückung äußert sich bei uns zwar nicht im elementaren „Schrei des Volkes“, wie ihn die lateinamerikanische Kirche so durchdringend vernommen hat, aber er ist vorhanden.

Mir wurde klar, daß hier die tiefliegende Gemeinsamkeit zwischen allen engagierten Menschen liegt. Religio heißt Bindung an eine Sache, an eine ethische Forderung, an eine göttliche Person. Insofern sind alle einsatzbereiten, für Gerechtigkeit kämpfenden Menschen religiös. Insofern sind sie „anonyme Christen“.

Auch sie würden erstaunt fragen: „Wann haben wir dich hungrig, fremd oder krank gesehen?“ Jesu Antwort: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40) würde sie überraschen, vielleicht auch verwundern.

Langsam wurde mir in der Tiefe des Herzens die Tragweite des Gedankens der Solidarität Gottes mit den Menschen deutlicher. „Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe, den Gefangenen die Freiheit, den Blinden das Augenlicht und die Zerschlagenen in Freiheit setze“ (Lk 4,18). Um das tun zu können, ist er bei den „einfachen Leuten“, den Ausgeschlossenen; er identifiziert sich mit ihnen.

Deshalb leuchtet auch heute noch die Sehnsucht Gottes nach Gerechtigkeit in den Augen jedes Menschen. Es ist nicht nötig, Gott in die Fabriken zu tragen, er ist bereits da. Es stimmt nicht, daß die industrielle Arbeitswelt zunehmend weniger Raum für Gott läßt. Er wird angebrüllt in jeder ungerechtfertigten Reaktion eines Chefs, in jeder Gemeinheit gegenüber Kollegen/innen beleidigt, er wird erniedrigt in jeder raffinierten Ausnutzung des Rechts, in illegalen Beschäftigungsverhältnissen. Seine Solidarität mit den Menschen wird gering geachtet durch die grundsätzliche Unterordnung in hierarchischen Befehlsstrukturen. (Der Begriff Betriebshierarchie ist in der Industrie geläufig!)

Ein paulinischer Satz bekommt in dieser Sichtweise wieder Leuchtkraft: „Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäuberte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zu Tod, bis zum Tod am Kreuz. Darum hat ihn Gott über alle erhöht“ (Phil 2,6–9).

Jesus war bis zuletzt dieser Solidarität treu, er war bis zum Tod am Kreuz der Kämpfer für Gerechtigkeit und Liebe. Nicht der Wunsch Gottes, das Opfer des Lebens als Sühne zu fordern, sondern der Wille Gottes, mit letzter Hingabe sich

im Einsatz gegen Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit zu solidarisieren, macht frei. Jesus und uns. Frei bis in den Tod und vor allem darüber hinaus. Dann erschien es mir auch nicht mehr nur flapsig, wenn ein aktiver Gewerkschaftler seinen Bericht über den Kampf gegen die Entlassung überschrieb: „5 cm Auferstehung.“⁴

Immer mehr begleitete mich ein Lied aus der französischen ACO (Action Chrétienne Ouvrière – franz. KAB):

„Gottes Antlitz haben wir gesucht überall bei den Menschen. Wir erblickten im Antlitz der Menschen von heute einen Durst nach dem Reich, wo die Wahrheit herrscht. Der du lebst, Gott, dein Geist ist uns Führer auf den Straßen der Menschen. Und wir suchten des Herrn Gerechtigkeit in dem Ringen der Menschen. Anderer Menschen Not haben wir geteilt, voll von Hunger nach dort, wo die Würde gilt. Der du lebst, Gott, dein Geist ist uns Führer, in den Kämpfen der Menschen.“⁵ Die Melodie klang tagelang in mir.

„Jeder junge Arbeiter, jede junge Arbeiterin ist mehr wert als alles Geld der Welt.“ (Josef Kardinal Cardijn)

Gottesdienst auf einem „Schnupperwochenende“ der CAJ. Die Bergpredigt. Ich übersetze frei: „Glücklich seid ihr, wenn ihr die letzten Deppen seid.“ Eine heftige Reaktion einiger Jugendlicher: „Unmöglich, was soll denn das: Ich will nicht der letzte Depp sein!“ Ältere CAJler/innen hatten's verstanden, wie's gemeint sein könnte. Sie erklären es mit dem obigen Ausspruch Cardijns. Sie machen klar, jeder Mensch ist ungeheuer wertvoll, weil er ein ganz einmaliges Wesen ist, weil er/sie von Gott geliebt ist. Sie erzählen, was es für ihr Leben bedeutet hat, daß es jemand gibt, der sie ganz ernst nimmt. „Du bekommst ja in Schule und Lehre immer-beigebracht, daß du unten stehst und dich nach oben strecken mußt. Du erlebst immer wieder, daß deine Aussichten gering sind, daß deine Meinung wenig gefragt ist und daß du nichts zu sagen hast. Bist du dann irgendwie aufgerückt, trittst du wieder nach unten. Du erlebst doch immer wieder, daß dein Vater die Wut auf den Chef, die er im Betrieb nicht rauslassen kann, zuhause ablädt. Und da gibt es dann Menschen, die dich mögen, weil du es bist. Sie haben Jesus zum Vorbild. Jesus, der gerade diejenigen besonders geliebt hat, die sonst verachtet werden, die also die letzten Deppen sind: die Kinder, die Säufer und Sünder, die Frauen und Fischer.“

Es dauert recht lange, bis man als Kind der Leistungsgesellschaft und eines Leistungsordens bis in die täglichen Verhaltensweisen diese Haltung Jesu ganz einfach leben kann – wenn ich's je lerne. Das Schöne an dem Versuch ist, daß „einfache Leute“ durch eine solche Wertschätzung, die ihren Grund in der Liebe Gottes hat, bei sich selbst und bei anderen Fähigkeiten entdecken und praktizieren, die sonst verschüttet werden: der Hauptschüler, der sich nie was zugetraut hat, weil ihm nie etwas zugetraut wurde, entdeckt, daß er eine Gruppe führen kann, daß er organisieren kann, daß er politische Zusammenhänge durchschaut.

⁴ CAJ-Bundesleitung a.a.O., 47.

⁵ KAB Süddeutschland, *Der klingende Hammer*, Bad Godesberg 1983, 104.

Wieder kann man sagen, es stimmt nicht, daß Gott in der Fabrik nicht vor kommt. Er freut sich mit denen, die in der Akkordgruppe geachtet werden, auch wenn sie nicht die beste Stückzahl beitragen. Er wird hochgeschätzt in jedem Versuch, die Verachtung und Diskriminierung von Frauen, Ausländern und Arbeitslosen zu korrigieren.

Schweiß, Stolz und Wut: Der Zimmermann Jesus

„Lebendiges Evangelium“ während eines Gottesdienstes mit CAJlerInnen. „Ich stelle mir immer ganz deutlich vor, was das bedeutet: Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn Josefs? Ich stelle mir seine Hände vor: voller Schwielen und manchmal eiternder Holzsplitter. Ich stelle mir vor, daß sein Rücken schmerzt, wenn er zu schwer tragen mußte. Er wird sicher auch recht stolz gewesen sein, wenn ein Tisch oder eine Tür so richtig gut gelungen sind. Aber er wird auch ganz schön sauer gewesen sein, wenn einmal ein Großgrundbesitzer absolut zu wenig bezahlen wollte.“

Immer lebensnäher, immer sinnlicher wird mein Gottesverständnis. Die Spielregeln der Exerzitien des hl. Ignatius bekommen aus dieser Sicht neue Kraft. Die „Anwendung der Sinne“ (EB 120–126) ist nicht ein methodischer Trick, sie ist nicht das künstlerische Spiel einer filmisch-theatralischen Umsetzung oder als tiefenpsychologische Erkenntnismethode sinnvoll, sie kann eine „Materialisierung“ des Eintauchens Gottes in die reale Welt nachvollziehbar machen.

Diese Materialisierung hat Folgen: Gott ist nicht mehr so leicht erkennbar. Wir erfahren nichts über Jesus an der Hobelbank. Die erstaunte Frage, „Ist das nicht der Zimmermann?“ (Mk 6,3) bedeutet ja auch: Was will der denn, den kennen wir doch, der soll doch nicht so daherreden! „Und sie lehnten ihn ab.“ Normale Arbeit ist ja nichts Besonderes!

Nun bekamen Hände für mich Ausdruckskraft. Zupackende, harte Hände von Arbeitern, Handwerkern und Landwirten, vom vielen Spülwasser rauh gewordene Hände von Hausfrauen, weiche „Schreibtischhände“, gepflegte und geschonte, verkrampte und verdreckte Hände. Nicht nur im Antlitz der Menschen kann man auf die Suche nach den Spuren Gottes gehen. „Jesus hat keine anderen Hände als unsere“, dieser so beliebte Ausspruch aus dem Mittelalter gilt nicht nur von der Christusfigur, der die Arme abgeschlagen sind, oder von der Caritasschwester auf der Sozialstation. Er gilt auch am Band oder am Datensichtgerät. Diese Hände sind uns meist genausowenig „spirituell aufladbar“ wie die unbekannten Jahre Jesu an der Hobelbank.

Immer wieder ging mir dieser Satz durch den Kopf, als ich ein paar Monate in der Endmontage eines Autowerks am Band arbeitete. Die Hände des Türkens, der seit 15 Jahren fünf Plastikteilchen zur Aufhängung der Benzinleitungen am Unterboden anbringt: immer im Rhythmus des Bandes (früher war's langsamer, heute kommt alle 90 Sekunden ein Wagen in Kopfhöhe daher), jede Woche Schichtwechsel. „Weißt du, die Arbeit ist nicht schwer, aber auf die Dauer wirst du verrückt. Da hilft nur Alkohol oder du stumpst vollkommen ab.“ Kollegen und Betriebsräte bestätigten, daß viele die Arbeit am Band vor allem psychisch

nicht durchhalten, daß nur wenige 40 Jahre und älter sind. Aber es gibt keine genauen Daten, welche körperlichen und psychischen Folgen Band- und Schichtarbeit haben.

Die Spuren des menschgewordenen Gottes, des „wunderbaren Tausches: Gott wird Mensch, damit der Mensch Gott werden kann“ (Weihnachtsliturgie) in den Schlafstörungen oder den Magenschwierigkeiten der Schichtarbeiter? Und dann sofort die nächste Frage: Welche Konsequenz aus dieser Sicht ziehen? Da gibt es die Möglichkeit, solche Arbeitsbedingungen als menschen- und damit gottesunwürdig zu verändern suchen – in Arbeitskämpfen und betrieblichen Verbesserungen. Da gibt es die Möglichkeit, diese entwürdigende Arbeit „aufzuopfern“, wie Jesus sich auch an der Hobelbank und am grob gezimmerten Balken des Kreuzes für unsere Sünden aufgeopfert hat.

Vermutlich würden die meisten Kollegen am Band oder die Kolleginnen am Datensichtgerät nur grinsen über solche Fragestellungen und die Antworten. „Das ist einfach so, wenn du Geld brauchst – und das braucht jeder – und nichts Besseres gelernt hast, mußt du dich eben nach den Möglichkeiten richten. Aber Opfer bringen, nein. Das heißt doch nur: brav sein, damit ‚die da oben‘ ungestört Geld machen können. Und im übrigen, bezahlt wird ja nicht so schlecht.“ Aber vielleicht können manche etwas anfangen mit dem Gedanken, daß Gott, das höchste Wesen, das Beste, was ich mir vorstellen kann („irgendwie an Gott glaubt ja jeder, auch wenn er nicht in die Kirche geht“), bis in den Schweiß und die Schwitzen, den Muskelkater und die Depression, den Stolz und die Freude solidarisch mit den Menschen war. Daß dieser Gott, der faszinierende Mensch Jesus, versucht hat, Unrecht und Ausgrenzung, Aussatz und Hysterie zu heilen.

Das Heu in der Krippe, die Sägespäne in Jesu Haaren, die (verbotenerweise) ausgerupften Ähren, die Schimpfkanonade auf die Pharisäer und die Freude an den Blumen, die Salbung durch die Dirne und der Kuß des Judas, der Schluck aus der Pulle und der frisch gebratene Fisch, die Spucke zur Heilung des Blinden und die Berührung der blutflüssigen Frau – diese Materialisierungen der Solidarität Gottes mit uns können neu aussagekräftig werden. Der Tod am Schandbalken wäre dann als Solidarität mit dem „Dreck da unten“ zu begreifen, die so radikal umwälzend war, daß sie bekämpft werden mußte. „Der Gehorsam bis zum Tod“ als konsequenter Ausdruck dieser Solidarität. Und die Auferstehung als göttliches Zeichen des „Sieges“ dieser „Verrücktheit“ („Der spinnt ja“ Mk 3,21).

Option für die Armen

Kollegen/innen aus der CAJ sind umgezogen, haben geheiratet. Immer wieder einmal ein Gespräch unter uns über die Wohnungseinrichtung und die Kleidung. „Ist das nicht zu sehr Aufsteigermentalität, wenn die sich solche Möbel leisten? Sind die aber schick gekleidet! Bürgerlich!“ Wir diskutieren die Tatsache, daß Jugendliche in Kleidung und Verhalten Identitäten zu einer Clique demonstrieren und damit ihre eigene Persönlichkeit zugleich schützen und entwickeln.

Mein Blick für die Verschiedenheit der materiellen Ausstattung der Schichten schärft sich. Die ähnliche gesellschaftliche Lage bedingt ähnliche Kleidung, ähnliches Kulturverhalten, Ausstattung mit Einrichtungsgegenständen und Konsumgütern; man kann sich nur bestimmte Wohnlagen leisten. Diese Ungerechtigkeit war zwar durch das Studium und meine soziale Herkunft klar, aber mehr im Kopf als im Alltag erlebt. Die „Armut“ eines Ordenslebens mag zwar eine persönliche Einschränkung sein (den todchicken Pullover und die dezent modische Krawatte läßt man sich eben schenken), aber die Solidarität Jesu mit dem materiellen Lebensstil der einfachen Leute wird mit bester Versorgung durch den Orden und in Häusern besserer Wohnlagen nicht täglich nachvollzogen. Es geht nicht darum, Armut als solche wertvoll zu finden, denn „die Güter der Erde sind für alle da“ (kath. Soziallehre). Und als jemand, der in einem „Glasscherbenviertel“ (das waren arme Handwerker unter reichen Bauern) aufgewachsen ist, habe ich mich immer gewehrt gegen eine Spiritualität der Armut als Akt des Opfers und der Selbstverleugnung. Es geht um die Solidarität mit „denen da unten“. Dazu muß ich vor allem im Materiellen, aber auch im Geistigen ähnlich leben. „Die Pfarrer leisten sich auch als CAJ-Kapläne das beste Essen und meinen bei Diskussionen und Gesprächen ja immer, sie wissen Bescheid!“ Wie oft habe ich diese Kritik an Priestern gehört.

Diese Solidarität mit den „Kleinen“ ist wie bei Jesus nicht zu haben, wenn sie sich nur auf die persönliche Begegnung mit dem einzelnen Menschen bezieht. Sie hat, da Armut größtenteils gesellschaftlich bedingt ist, gesellschaftliche Konsequenzen. Die Güter der Erde allen zugänglich zu machen, darum bemühen sich Gewerkschaften und Parteien. Da heißt es dann, konkrete Solidarität zu üben: am 1. Mai, bei Arbeitskämpfen, im ungestümen, prophetischen Hinweis auf gesellschaftspolitische Probleme, beim Verteidigen neuer sozialer Bewegungen, beim Entwickeln neuer religiöser Ausdrucksformen. Die vielen politisch-kirchenpolitischen Fragen, die an einer solchen „parteilichen Vorentscheidung“ hängen, hat P. M. Zulehner angedeutet. Hier geht es um die spirituelle Haltung einer entschiedenen Treue, die durchaus auch kritikfähig ist. Aber ich entdecke in mir selbst immer wieder die Versuchung, die politische Konsequenz einer solchen Treue zugunsten der Zuwendung zum „armen Individuum“ zurückzunehmen, also das zu machen, was oft unter „Seelsorge“ verstanden wird. Die klassische Antwort Josef Cardijns dazu: „Ich habe noch nie gesehen, daß eine Seele ohne Körper herumspaziert ist.“ – Und dieser Körper ist ganz wesentlich durch die gesellschaftliche Lage und deren sündhafte Strukturen bestimmt.

Das Zeugnis von anderen stärkt mich in Stunden der Versuchung. „Als CAJlerin habe ich mein Engagement in Kirche und Arbeiterbewegung niemals getrennt gesehen. Für mich geht beides ineinander über. Der Glaube verpflichtet zum Engagement. Durch die CAJ ist er für mich zur Grundlage für ein lebenslanges Engagement in Kirche und Arbeiterbewegung geworden. Die Vorliebe für die Armen wurde zur Grundlage meines Denkens, Fühlens und Handelns.“⁶

⁶ U. Schüwer, *Als Frau in Kirche und Arbeiterbewegung*, in: *BDKJ Köln: Fakten 2*, Juni 1989, 20.

Und das Ganze?

„Die Straße liegt offen unter dem Himmel der Fabrik.
Stille und offene Straße. Die Pflastersteine, alle sind gleich.
Das Gitter des Eingangstores ist sehr hoch, prachtvoll.
Schwereloses Skelett, zergliedert und massiv, sie ist da, im Hof, sie ist da, die Fabrik.
Teile, Stücke und das Leben, die Fabrik. Und Backstein und Dachziegel. Und kommen und gehen.
Und rechts und links und Backstein und Dachziegel und biegsam und schmierig und im Kreis drehen und im Kreis drehen und Leben und Leben und Holz und Nagel und Eisen und Eisen und kommen und gehen und im Kreis drehen und Lärm.
Nie ein Aufschrei. Die Fabrik. Teile, Stücke und Leben, die Fabrik, und Eisen und Eisen und Leben und Leben und Backstein und Dachziegel und kommen und gehen und Leben und Leben und Nagel und Nagel.
Man weiß nicht, man kann nicht wissen.“⁷

Früher hatte man gewußt. Von früh bis spät. Klingel oder Glocke von Ordenshaus und Kirchturm hatten das Leben eingeteilt. Das Chaos war gebannt. Die Gebetszeiten strukturierten, die Wetterbeschwörungen stimmten den unsicheren Kosmos gnädig. Umgänge, Prozessionen, Segnungen, Weihen und der Zyklus des Kirchenjahres entlasteten. Gut katholisch dieser Bezug zum Ganzen, zu Gott. Protestantisch wurde es komplizierter. Aber auch da beruhigte der wirtschaftliche Erfolg. Er war Ausdruck des Segens Gottes. Die armen Protestanten wurden deshalb häufiger vom marxistischen Kosmos gehalten.

Heute aber strukturiert die Bandgeschwindigkeit oder die Speicherkapazität. Beruhigend ist die Auftragslage und die Macht der Gewerkschaften – auch wenn man kein Mitglied ist. Man weiß genau, daß man sich an den Schichtwechsel kaum gewöhnt. Man kann den Stau auf der Autobahn vorhersagen und wann die nächste Straßenbahn fährt. Massenhaft ist klar, wo die günstigsten Einkaufsmöglichkeiten sind. Aber mehr kann man nicht wissen im Rhythmus der Kapitaleffizienz und des Konsums.

„Im Innern der Fabrik macht man pausenlos. Man ist drinnen im großen Universum Fabrik, das für Sie atmet.“⁸ Und dennoch ist das Universum größer, gilt nicht: „Gott existiert, die Fabrik.“⁹ „Die Plausibilität religiöser Sinngehalte scheint an bestimmte Sozialerfahrungen gebunden, die mit menschlicher Bindungsfähigkeit, Zuwendung, Vertrauenswürdigkeit und Verlässlichkeit zu tun haben... Die Hoffnung auf einen welttranszendorferen Gott und die dadurch ermöglichte Distanzierung von den sozialen Gegebenheiten hält die Zukunft offen.“¹⁰

Siegfried Ecker SJ, Brüssel

⁷ L. Kaplan, *Der Exzess*, Bremen 1988, 44.

⁸ Ebd.; 8.

⁹ Ebd.; 14.

¹⁰ F. X. Kaufmann, *Religion und Modernität*, Tübingen 1989, 275.